

Primljen 8. 05. 2007.

## INTERVJU S PROFESOROM HEINZOM VATEROM



Prof. dr. Heinz Vater (rođen 1932. u Frankfurtu na Odri) ugledni je njemački predavač i znanstvenik koji je, osim cijeloga niza važnih znanstvenih radova iz područja lingvistike, objavio i nekoliko vrlo utjecajnih monografija, od kojih se osobito ističu uvodi u jezikoslovlje, te tekstnu i vremensku lingvistiku. Predavao je na sveučilištima u Indiani (SAD) i Kölnu, od 1986. do 1988. bio je predsjednik Njemačkoga društva za jezikoslovlje (Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft), a od 1997. godine je profesor emeritus. U sklopu svojega posjeta Zagrebu od 22. do 29. travnja 2007., na Filozofskom fakultetu održao je predavanje na temu promjena u njemačkome padežnom sustavu, kao i dva seminara na temu temporalne semantike. Franjo Janež, znanstveni novak Odsjeka za germanistiku, iskoristio je priliku za razgovor s uglednim jezikoslovcem koji se pokazao vrlo ugodnim i otvorenim sugovornikom.

*F: Wie würden Sie sich selbst kurz vorstellen?*

*A:* Das ist nicht so einfach. Beruflich bin ich natürlich Linguist, mit Leib und Seele, wie man auf Deutsch sagt, aber es bleibt auch noch Zeit für anderes, für meine Hobbys, in erster Linie Musik. Ich spiele Klavier, ein bisschen Blockflöte und Akkordeon. Und ich treibe auch immer noch ein bisschen Sport, Schwimmen vor allem. Ich habe auch einen mittlerweile kleineren Freundeskreis. Und das alles zusammen ist mir wichtig.

*F: Ihre Biographie ist sehr interessant.*

*A:* Ja, die ist interessant. Das fängt eigentlich schon in meiner Kindheit an, weil meine Familie von den Nazis verfolgt wurde. Meine Mutter war Jüdin, mein Vater hat aber zu ihr gehalten, hat sich nicht scheiden lassen, wie das manche so genannte arische Männer jüdischer Frauen gemacht haben, sonst wären meine Mutter, meine Geschwister und ich nicht mehr am Leben. Er hat also treu zu Familie gehalten und uns in letzter Zeit auch praktisch versteckt, als die Russen schon nah an Frankfurt/Oder waren. Und so haben wir überlebt. Für mich waren die Russen tatsächlich Befreier und deswegen war das Neue für mich auch etwas ganz Großartiges und es hat nicht lange gedauert, bis ich dann in der Schule dem kommunistischen Einfluss erlag. Ich war also wirklich ein, man kann sagen, gläubiger Kommunist, bis mir dann Zweifel kamen, bis ich sah, dass auch in dem neuen Regime viel Unrecht geschah; ich konnte meinen Mund nicht halten, habe öfter etwas kritisiert. Darauf wurde ich unablässig beobachtet. Es wurde alles notiert, was ich sagte und das wurde immer



schlimmer, so dass ich beschloss zu fliehen, wollte aber erst meinen Doktor machen. Ich hatte von 1951 bis 1955 Germanistik an der Humboldt Universität in Berlin studiert, habe mich auch etwas in der allgemeinen Sprachwissenschaft umgehört, kriegte dann eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften an der neugegründeten Abteilung Strukturelle Grammatik durch Vermittlung von Professor Steinitz, der junge Linguisten suchte. Da gefiel es mir auch, nur die politische dauernde Beobachtung und Gängelei ging mir furchtbar auf die Nerven. Indessen kam die Mauer am 13. August 1961. Ich konnte nicht mehr auf dem normalen Weg fliehen und benutzte dann einen so genannten Kampfgruppeneinsatz an der Grenze, um aus dem Fenster im ersten Stock zu springen in einer Grenzstraße, sechs Meter hoch. Ich verletzte mich schwer, hatte einen Fersenbeinbruch, an dem ich ein Jahr litt, aber ich war im Westen und kriegte bald eine Stelle, und zwar bei der Gesellschaft für deutsche Sprache. Da war ich eher skeptisch. Ich dachte, die Gesellschaft für deutsche Sprache als Fortsetzung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins wäre sehr völkisch und puristisch eingestellt. Aber die hatte sich mittlerweile gewandelt und war auch neuen Tendenzen gegenüber aufgeschlossen. Ich arbeitete an einem Forschungsprojekt „Aktueller Wortschatz“ mit, wo Neubildungen des Deutschen sprachlich untersucht werden sollten. Ich konnte meinen Doktor zu Ende führen an der Universität Hamburg und hatte dann ganz großes Glück, indem ich eine frei gewordene Assistentenstelle an der Uni Hamburg in der allgemeinen Sprachwissenschaft bekam. Dort habe ich mich dann habilitiert, ging nach der Habilitation 1969 in die USA, wo ich eine Stelle als *Associate Professor* an der Indiana University bekam in der Germanistik. Dort hat es mir sehr gefallen, ich kam gut mit den Studenten und Kollegen aus, habe auch geheiratet, eine Dänin, wobei ich noch sagen muss, ich hatte mich mit dem Dänischen besonders beschäftigt in meiner Habilschrift. Dann kriegte ich nach einiger Zeit den Ruf nach Köln und die Stelle habe ich bis zu meiner Emeritierung 1997 gehabt.

**F:** *Welche sind Ihre Spezialgebiete?*

**A:** Zu meinen Spezialgebieten gehört vor allem Phonologie. Das habe ich eine Zeit lang besonders intensiv betrieben, habe auch mit Karl Heinz Ramers zusammen eine Einführung in die Phonologie geschrieben; ein anderes Spezialgebiet ist die Determinationssyntax und –semantik. Das war das Thema meiner Doktorarbeit, „Das System der Aritkelformen im heutigen Deutsch“. Dann die Temporalsemantik und Valenz, neuerdings auch ein Teilbereich aus der Psycholinguistik, das mentale Lexikon.

**F:** *Womit beschäftigen Sie sich am liebsten?*

**A:** Augenblicklich mit Temporalsemantik. Ich habe jetzt gerade eine Neufassung meiner „Einführung in die Zeitlinguistik“ vollendet. Die soll noch dies Jahr im Wissenschaftsverlag Trier (WVT) erscheinen, in der Reihe Fokus, die ich früher mitherausgegeben hatte. Ich habe das Ganze sehr verändert, neuere Entwicklungen berücksichtigt. Das ist eigentlich momentan mein Lieblingsgebiet; aber Valenz und Determination und Phonologie interessieren mich auch noch nach wie vor.

**F:** *Sie haben gesagt, Sie seien Linguist mit Leib und Seele. Was hat Sie dazu gebracht, sich mit der Sprache zu beschäftigen?*

**A:** Es fing mit Zufällen an. Ich wollte eigentlich Anglistik studieren, aber 1951 wurde in der damaligen DDR Englisch in 50 Prozent aller Oberschulen abgeschafft und mein Englischlehrer riet mir dazu, nicht Anglistik zu studieren. Er meinte, das hätte dort keine Zukunft, und so kam ich zur Germanistik, von der ich gar nicht genau wusste, worum es ging. Ich wusste zum Beispiel nicht, dass dazu ein linguistischer Teil gehörte, der damals allerdings hundertprozentig historisch ausgerichtet war. Aber das hat mir so gefallen, dass ich bald Feuer und Flamme war und dann habe ich von mir aus auch gedacht, wenn man so interessante Sachen festgestellt hat über die Entwicklung der deutschen Sprache, müsste man eigentlich das gegenwärtige Deutsch nach ähnlichen oder vielleicht auch anderen Methoden untersuchen. Da gab es damals nicht viel, aber Professor Steinitz, der das Institut für Deutsche Sprache an der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin leitete, wollte gerade, dass wir uns damit beschäftigen und deswegen hatte er Wolfdietrich Hartung und mich dorthin geholt. Später kamen noch Manfred Bierwisch, Karl-Erich Heidolph, Wolfgang Motsch und Renate Steinitz dazu. Wir arbeiteten in der 1956 von Steinitz gegründeten Arbeitsstelle „Strukturelle Grammatik“. Da haben wir uns sehr intensiv mit der neueren Sprache beschäftigt, wobei ich eine Begegnung erwähnen muss, die für mich ganz besonders wichtig war. Das war mit Roman Jakobson, der ein Freund von Steinitz war. Steinitz hatte ihn eingeladen und uns jungen Leuten gesagt: „Bevor ihr mit Roman Jakobson sprecht, müsst ihr euch gründlich vorbereiten. Lest mal seine Werke.“ Wir fanden Jakobsons Schriften und die Diskussionen mit ihm hoch interessant. Jakobson hatte offenbar auch großen Gefallen an den Gesprächen mit uns gefunden. Das war praktisch mein Einstieg in die Strukturelle Grammatik; Manfred Bierwisch, mein älterer Kollege hat mich und die anderen aufmerksam gemacht auf *Syntactic Structures* von Chomsky und das war dann der Einstieg in die Generative Grammatik. Erwähnen möchte ich in dem Zusammenhang, dass das Interesse für die Generative Grammatik kurioserweise in Ostdeutschland, in der DDR, angefangen und erst später auf Westdeutschland übergreifen hat, wobei ich vielleicht auch ein bisschen dazu beitragen konnte.

**F:** *Sie sind jetzt emeritiert, aber sicher verfolgen Sie die heutige Situation an deutschen Universitäten. Was halten Sie von dem so genannten Bologna-Prozess?*

**A:** Da muss ich sagen, ich bin nach wie vor interessiert an allem, was an den Universitäten vorgeht und bin auch noch aktiv, aber aktiv in erster Linie im Ausland. Ich habe also nicht genügend mitverfolgt, wie sich die Entwicklung aufgrund des Bologna-Prozesses an den deutschen Universitäten gestaltet. Ich höre nur meine früheren Kollegen oft klagen über große Überlastung in administrativer Hinsicht. Es ist nicht so einfach, all diese neuen Studiengänge einzurichten. Ich habe aber auch schon Positives gehört. Doch fühle ich mich da nicht kompetent. Da wäre es besser, einen Jüngeren zu fragen, der noch richtig drin ist.





*F: Reisen sie oft in Ihrem Beruf?*

A: Ja, jetzt mehr als früher. Vor der Emeritierung war ich höchstens einmal-zweimal im Jahr verreist, meistens kurz, zu Konferenzen oder Vortragseinladungen. Nach der Emeritierung bin ich weiterhin zu Konferenzen und Vorträgen verreist, aber ich hatte auch mehrere Gastprofessuren, vor allem in Polen. Mit Polen fühle ich mich besonders verbunden, da hatte ich schon 1987 eine Gastprofessur an der Katholischen Universität in Lublin und seitdem habe ich sehr enge Bindung zu dem Land. Ich hatte dann später Gastprofessuren in Warschau, Breslau und Stettin. Darüber hinaus hatte ich schon eine Gastprofessur in Szeged in Ungarn und in Kaunas in Litauen. Im Westen auch, zum Beispiel in Frankreich, in Paris, an einer der vierzehn Pariser Universitäten, an der linkesten Universität (ursprünglich Paris Vincennes) – Chirac war damals Bürgermeister von Paris und ihm war diese sehr links ausgerichtete Universität ein Dorn im Auge und er hat sie etwas weiter weg von Paris in St. Denis untergebracht.

*F: Haben Sie schon alle Kontinente besucht?*

A: Alle Kontinente nicht. Ich war noch nie in Australien und auch nie in Afrika, obwohl ich einmal eine Einladung nach Kenya hatte, aber da wurde ich krank. In Südamerika war ich zweimal, in Brasilien und Argentinien. Von Asien kenne ich Japan und Korea.

*F: Gibt es ein Land, das Sie besonders gerne besuchen möchten?*

A: Das Land, das mir bisher am besten gefallen hat, ist Kanada. Kanada ist so eine gute Kombination von europäischer Kultur, wie man sie in England und Frankreich findet, und amerikanischer Wirtschaftsentwicklung und Technik. Da habe ich mich besonders wohl gefühlt.

*F: Haben Sie irgendwelche witzigen Erfahrungen auf Ihren Reisen gemacht?*

A: O ja, eine ganze Menge, positive und negative. Es ist klar, man stößt im Ausland immer sowohl auf Menschen als auch auf Institutionen, die mit einem nichts anfangen können, die eine falsche Vorstellung von einem haben. Man selbst hat viel falsche Vorstellungen. Es gab also viele Überraschungen, aber sie gehören zum Leben. Insgesamt habe ich meine Auslandsaufenthalte genossen. In Brasilien hatte ich immer Angst vor der hohen Kriminalität, die gerade in Sao Paulo, wo ich wohnte sehr hoch ist, aber Gott sei dank ist mir nichts passiert, außer dass mir einmal das Portemonnaie im Bus geklaut wurde, aber ich habe sogar meinen Ausweis, der da drin war, wiederbekommen.

*F: Und wie gefällt es Ihnen in Kroatien?*

A: In Kroatien gefällt es mir sehr gut. Ich bin in vieler Hinsicht auch hier überrascht, einmal

über das sehr stark pulsierende Leben in Zagreb. Ich wusste gar nicht, dass Zagreb an der Einwohnerzahl so zugenommen hatte. Es ist eine sehr große, lebhafte und sehr interessante Stadt. Ein bisschen habe ich auch schon das hiesige Kulturleben kennen gelernt, ich war gestern im Nationaltheater und gehe heute in die Lisinski-Musikhalle. Insgesamt sind meine Eindrücke sowohl von der Universität als auch von der Stadt sehr positiv.



**F:** *Wie viele Sprachen sprechen Sie?*

**A:** Das ist schwer zu sagen, weil ich selbstverständlich nicht alle gleich gut spreche, am besten sicher Englisch, eine Sprache in der ich schon oft vorgetragen und Aufsätze geschrieben habe. Dann Dänisch, das ich, schon bevor ich meine Frau kennen lernte, ganz gut sprach. Dann Französisch, das ich aber in letzter Zeit nicht so aktiv betrieben hatte, Polnisch, das schon zeitweilig ganz gut war, Italienisch einigermaßen. Und Russisch hatte ich ja als erste Fremdsprache gelernt, habe sogar mal ein linguistisches Buch aus dem Russischen übersetzt, habe es dann aber fast vierzig Jahre lang nicht mehr intensiv betrieben und lerne es praktisch neu, weil ich im nächsten Monat eine Einladung nach Moskau habe.

**F:** *Welche dieser Sprachen finden Sie am schwersten?*

**A:** Polnisch finde ich am schwersten. Es hat eine sehr sehr schwierige Morphologie. Fast jedes Substantiv hat seine eigene Deklination und fast jedes Verb seine eigene Konjugation. Das Bisschen, das ich jetzt über das Kroatische kennen gelernt habe, scheint zu zeigen, dass das Kroatisch morphologisch jedenfalls sehr viel einfacher gebaut ist.

**F:** *Denken Sie, dass Deutsch eine schwere Sprache ist?*

**A:** Das kommt darauf an. Deutsch ist von den germanischen Sprachen sicher die schwerste Sprache, weil es noch eine sehr komplexe Morphologie hat, die dazu, auch genau wie die Syntax, momentan großen Veränderungen ausgesetzt ist. Ich habe hier einen Vortrag gehalten über Veränderungen im Kasusgebrauch des Deutschen. Nach meinen Erfahrungen mit ausländischen Studenten gibt es etliche Probleme, die im Deutschen sehr stark sind. Das ist in der Syntax vor allem der Artikelgebrauch, wo Sprecher slawischer Sprachen viele Fehler machen. Sie bilden dann zum Beispiel Sätze wie *Gestern war ich in Oper*, was im Deutschen ungrammatisch ist. Das Problem ist nicht so sehr die Morphologie. Ich habe das Gefühl, dass mittlerweile deutsche Muttersprachler mehr Schwierigkeiten haben mit Endungen der Substantive als Ausländer, die schon intensiv Deutsch studiert haben. Es kommt dann natürlich darauf an, welche Muttersprache man hat. Für einen Dänen oder Niederländer ist Deutsch natürlich nicht so schwer wie für einen Polen oder Kroaten, das ist klar.

**F:** *Lohnt es sich heutzutage überhaupt, eine zusätzliche Fremdsprache zu lernen, wenn das Englische überall so dominant ist?*



**A:** Das ist eine gute Frage und ich weiß nicht, ob ich darauf eine gute Antwort habe. Nehmen wir das Beispiel Brasilien. Da ist leider der Deutschunterricht sehr zurückgegangen und mir wurde von Brasilianern immer wieder gesagt, dass das Englische schuld ist, oder nicht das Englische selbst, sondern die Tatsache, dass Ausländer, die nach Brasilien kommen (Kaufleute, Geschäftsleute, Ingenieure), überwiegend Englisch gebrauchen, sogar untereinander. Bei Siemens soll die Alltagssprache Englisch sein. Und dann sagen sich die Brasilianer: „Wozu sollen wir da noch Deutsch lernen?“ Und es ist nicht so einfach, ihnen klar zu machen, dass Deutsch auch noch eine wichtige Rolle spielt. Ich glaube, es lohnt sich schon und in Mittel- und Osteuropa, vor allem in Polen und Ungarn, habe ich festgestellt, dass das Deutsche doch noch eine große Rolle spielt trotz ständig wachsendem Einfluss des Englischen. Es ist vielleicht nicht gleichberechtigt, aber steht an zweiter Stelle. Ähnlich scheint es auch hier in Kroatien zu sein. In Brasilien hat man von staatlicher Seite aus versucht, andere Sprachen neben dem Englischen zu fördern, indem man bei der Einstellung von jungen Leuten in Berufen als Techniker, Ingenieure, usw. verlangt, dass sie nicht nur Englisch, sondern auch noch eine zweite Sprache beherrschen. Ich weiß nicht, inwieweit es auch hier eine gute Lösung wäre, aber das leuchtete mir ein. Das hat dazu beigetragen, das das Deutsche nicht so stark verdrängt wird.

**F:** *Meinen Sie, dass das Deutsche als System vom Englischen bedroht ist?*

**A:** Als System, würde ich sagen, eher nein. Die Anglizismen haben sehr überhand genommen, das stimmt, aber das betrifft den Wortschatz. Unter System verstehe ich in erster Linie das grammatische System in seinen verschiedenen Stufen: der phonologischen, morphologischen und syntaktischen. Da ist es vom Englischen kaum bedroht. Es gibt auch gewisse Einflüsse, das kann man sehen, aber diese Einflüsse sind nicht so groß. Ich glaube aber, dass das Deutsche eine ähnliche Entwicklung durchmacht wie das Englische, nämlich eine Entwicklung, die letztendlich darauf abzielt, die Kasusunterschiede abzuschaffen, aber ich möchte hier keine prophetische Voraussage machen. Man kann nur sehen, dass augenblicklich bei Deutschsprechern eine große Unsicherheit herrscht in verschiedenen Bereichen, das ist vor allem in Appositionen, wo sie nicht wissen, in welchem Kasus eine Apposition gebraucht werden muss. Früher stand die Apposition im gleichen Kasus wie das Bezugswort. Das gilt zwar immer noch, aber man findet alle möglichen anderen Entwicklungen. Man findet den Nominativ statt Akkusativ und Dativ, sogar statt Genitiv. Man findet statt Genitiv den Dativ, statt Dativ den Genitiv, also da geht es sehr durcheinander. Aber nicht nur bei Appositionen, auch in der Verb- und Präpositionsrektion. Da tut sich etwas, woran das Englische nicht direkt schuld ist.

**F:** *Sie haben in Ihrem Vortrag die Tendenzen im heutigen Kasussystem des Deutschen dargestellt, die von grammatischen Regeln abweichen. Diese sind in vielen ernsthaften Zeitungen belegt worden und es geht sicher nicht um Tippfehler. Meinen Sie, dass deutsche Journalisten schlampig werden?*

A: Darauf müsste ich jein antworten, sowohl ja als auch nein. Es hängt damit zusammen, dass Grammatik in den letzten dreißig-vierzig Jahren, seit der 68er Bewegung sehr vernachlässigt worden ist. Regeln galten der linken studentischen Bewegung als repressiv, ich weiß das noch aus meiner Zeit in den 70er Jahren an der Uni. An den Schulen war es noch stärker und Grammatik galt als so ein repressives System, das man am besten gar nicht beachtet, und das rächt sich jetzt. Es ist ja bekannt, dass deutsche Schulen in der Pisa-Studie so schlecht abgeschnitten haben. Deutsche Schüler wissen oft nicht, dass es so etwas wie eine Rektion gibt und ich habe das Gefühl, dass sie denken, sobald irgendeine Endung am Wort hängt, ist es schon richtig, meistens -en, weil das die häufigste Endung ist, aber das stimmt ja leider nicht immer. Und aus Studenten werden ja dann Berufstätige. Viele Journalisten waren mal Studenten und davor Schüler und die haben die Entwicklung mitgemacht. Man sieht aber Gott sei dank Unterschiede zwischen den Zeitungen. Bei der Süddeutschen Zeitung sind mir wesentlich weniger Grammatikfehler aufgefallen als zum Beispiel beim Kölner Stadtanzeiger oder beim Hamburger Abendblatt. Schlamperei aufgrund schlechter Schulausbildung spielt mit eine große Rolle, aber auch die interne Entwicklung, die schon in den anderen germanischen Sprachen stattgefunden hat, und die zu einer Ausgleichsbewegung im Kasussystem geführt hat.



F: *Und können die immer häufigeren Abweichungen allmählich zur Norm werden?*

A: Ja, aber hier wage ich keine Voraussagen zu machen. Ich habe nur gesehen, dass sich da einiges schon getan hat. Zwei klare Beispiele sind die Präpositionen dank und trotz, die früher den Dativ hatten, weil sie von den Verben danken und trotzen abgeleitet sind, die den Dativ regieren. Da wird heute schon in über 50 Prozent aller Fälle der Genitiv verwendet, der angeblich im Aussterben begriffen ist. Der Dativ verdrängt den Genitiv, aber auch umgekehrt. Da hat sich schon einiges durchgesetzt und der Duden, der ja heute versucht, wirklich den aktuellen Sprachgebrauch zu berücksichtigen, lässt schon viele dieser neuen Gebrauchsweisen zu.

F: *Sollten die zuständigen Instanzen Ihrer Meinung nach die grammatische Reinheit im Zaum halten, oder sollten sie eher flexibel sein?*

A: Ich selbst bin eher für Flexibilität, aber das ist schwer zu sagen. Bei meinen Studenten habe ich jedoch weitgehend darauf geachtet, dass sie die jetzt noch geltenden Normen berücksichtigen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Meine Studenten in Köln liebten eine Ausdrucksweise, die ich am Anfang als ungrammatisch empfand. Sie schrieben in Protokollen etwas wie „*Es wurde sich lange darüber unterhalten, ob...*“ Was ist das für ein Deutsch?! Und dann bin ich nachsichtiger geworden, weil meine Nachforschungen ergeben hatten, dass diese Konstruktion schon tausend Jahre alt ist. Die gab es schon zu althochdeutscher Zeit. Sie war nie anerkannt, hat immer eine marginale Rolle gespielt und jetzt hat sie sich offenbar sehr erweitert und eigentlich habe ich gedacht: warum soll man etwas dagegen haben? Es gibt im Deutschen auch ein Passiv von intransitiven Verben, wie zum Beispiel *‘es wurde*



*getanzt*, *'es wurde gelacht'*. So etwas gibt es im Englischen zum Beispiel nicht. Reflexive Verben stehen den intransitiven Verben sehr nahe. Warum soll man neben *'es wurde gelacht'* nicht auch zulassen *'es wurde sich geärgert'*, *'es wurde sich gestritten'*? Da bin ich heute nachsichtiger und eher für Flexibilität.

**F:** *Halten Sie es für richtig, dass eine Minderheit der Sprachexperten den Sprachgebrauch der Mehrheit regelt?*

**A:** Normen sind an sich nicht schlecht. Das tägliche Leben muss geregelt werden. Das beste Beispiel ist der Verkehr. Wenn jeder glaubt, er hat Vorfahrt und sich entsprechend verhält, dann gibt es Chaos und das ist eine blutige Angelegenheit. So blutig sind Verstöße gegen Sprachnormen nicht, aber gewisse Normen sollte man schon haben, auch weil die Verständlichkeit unter Normverstößen leiden könnte und weil man Rücksicht nehmen muss auf bestimmte Normen, die sich in der Literatur herausgebildet haben. Aber man sollte Flexibilität zulassen. Als ich bei der Gesellschaft für deutsche Sprache arbeitete, riefen die Leute ständig an und stellten Fragen zum richtigen Sprachgebrauch. Manchmal gab es mehrere Möglichkeiten, und dann wollten sie wissen, welche von ihnen besser ist. Sie sind nicht darauf vorbereitet, dass Sprache Flexibilität zulässt, aber das muss man ihnen klar machen.

**F:** *Sie haben gerade die Gesellschaft für deutsche Sprache erwähnt. Sie wählt unter anderem das Wort des Jahres. Haben Sie ein Lieblingswort?*

**A:** Ich habe kein Lieblingswort und ich finde die Wahl des Lieblingswortes auch nicht sehr sinnvoll. Meistens ist es sowohl bei den Wörtern des Jahres als auch bei den Unwörtern so, dass es irgendetwas betrifft, was eigentlich nicht sprachlich interessant ist, sondern politisch oder wirtschaftlich. Da tut meiner Meinung nach die GfdS nicht das Richtige. Das ist eigentlich keine rein sprachliche Angelegenheit. Das ist nur der Wiederhall von irgendwelchen außersprachlichen Entwicklungen.

**F:** *Gibt es eine Frage, die Sie gerne beantworten möchten, die aber nie gestellt wird?*

**A:** Hm. Da fällt mir im Moment nichts ein. Es gibt viele Fragen, die nicht gestellt werden, das stimmt. Das ist mir oft aufgefallen. Ich habe auch oft die Studenten in Köln darauf aufmerksam gemacht, dass es in dem und dem Gebiet Unklarheiten gibt, und wo es Unklarheiten gibt, muss man Fragen stellen, und wo Fragen gestellt werden, muss man versuchen, sie zu beantworten. Ich habe daraus immer Themen für Magisterarbeiten, Staatsexamensarbeiten oder auch kleinere Arbeiten abgeleitet. Im Moment fällt mir keine solche Frage ein.

Franjo Janeš \*  
Filozofski fakultet u Zagrebu